

Rede zur Eröffnung der Ausstellung

Im Moor

am 10. November 2024 im Overbeck-Museum

gehalten von Dr. Katja Pourshirazi

Sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freundinnen und Freunde des Overbeck-Museums,

das Moor ist hier im Overbeck-Museum kein überraschendes Thema. In den Landschaftsgemälden von Fritz und Hermine Overbeck ist es allgegenwärtig, ein Motiv von karger und doch bestechender Schönheit: wenige Farben, diese wenigen aber in tausend Nuancen aufgefächert – einzelne Bäume vor einem endlos weiten Horizont – ein hoher Himmel mit ständig wechselnden Wolken – und nicht zuletzt das dunkle Wasser der Moorkanäle, die den Himmel und die Birkenstämme spiegeln. „*Die Moorbewohner aller Zeiten kannten das stille Wasser, die unendlichen Stimmungen der Wolken. Sie lebten inmitten von Spiegelungen*“, schreibt die Schriftstellerin Annie Proulx. Diese herbe und doch poetische Schönheit der Landschaft war es, die Ende des 19. Jahrhunderts die ersten Maler, und unter ihnen auch Fritz Overbeck, nach Worpswede lockte, um eine der bis heute bekanntesten Künstlerkolonien Europas zu gründen. Die Maler und bald auch Malerinnen Worpswedes spiegelten schon bald eben jene Spiegelungen der Moorkanäle noch einmal selbst und auf immer neue Weise: in ihren Gemälden.

„*Moor – Ein Versuch, nichts zu erzählen*“, so heißt ein schmaler Band mit Naturbetrachtungen aus dem Moor von Helmut Salzinger. Der Titel passt zur Kargheit der Moorlandschaft, die sich auf den ersten Blick vor allem durch

Abwesenheiten auszuzeichnen scheint: keine Berge, kein Meer, kaum Bäume, kaum Blumen. Nicht die Art von Landschaft, die wir als bevorzugtes Urlaubsziel auswählen würden. „*Es ist nichts, aber wenigstens ist es wirklich*“, diesen Satz stellt Salzinger seinem Buch über das Moor als Motto voran. Um dieses „wirkliche Nichts“ zu begreifen, geht er ins Moor und beschreibt, was er dort erlebt: „*Ich frage mich, was ich hier eigentlich mache. Ich weiß es nicht. Aber das ist es ja gerade. Ich mache nichts. Machen kann ich hier gar nichts, und genau das zu tun, ist ja auch meine Absicht. Ich will hier nichts machen oder kaputtmachen, sondern will hier bloß sein. Gehen und schauen.*“

Interessanterweise ist es übrigens genau das, was sie auch hier in der Ausstellung tun können: nichts, jedenfalls nichts machen oder kaputtmachen, sondern bloß gehen und schauen. Ein Moor und ein Museum haben offenbar mehr miteinander gemeinsam, als man auf den ersten Blick meint.

Ich will aber doch, anders als Helmut Salzinger, den Versuch machen, Ihnen etwas über das Moor zu erzählen. Denn es ist nicht nichts, und was wir Kargheit nennen, ist nicht die Abwesenheit von etwas, sondern unsere eigene Blindheit. Für das Moor müssen wir, vielleicht mehr als für jede andere Landschaft, erst einmal sehen lernen. Tastend und neugierig, so wie ein Kind, das Laufen lernt, seine ersten Schritte macht. Aber keine Angst: Das Moor sehen zu lernen, ist gar nicht so schwer, vor allem weil uns die Bilder von Bernd Pöppelmann ganz wunderbar dabei helfen.

Fast jeder hat sofort ein Bild im Kopf, wenn er das Wort „Moor“ hört – bestimmte Farben, Pflanzen oder Tiere, vielleicht auch Geräusche oder Gerüche, und immer ist dieses Bild vor allem von Natur, aber auch von den Eingriffen des Menschen geprägt.

„Wenn man vom Dorfe aus das Moor besucht, so bleibt nur allmählich das angebaute Land zurück und nimmt die Gegend jenen ernsten, düsteren Charakter an. Hier und da liegt als heller Fleck noch ein Feld mit Buchweizen innerhalb der braun-violetten Heidetöne eingebettet, schließlich gibts auch das nicht mehr. Bis an den Horizont, wo die blauen Hügel der Geest ansteigen, dehnt sich weithin das Moor, schnurgerade durchschnitten von Kanälen und Fahrdämmen, die wiederum rechtwinklig von anderen gekreuzt werden. In gleichen Abständen am Wege stehen bleiche Birken, deren Stämme, den herrschenden Nordostwinden nachgebend, schräg ansteigen. Doch ob es gleich einsam ist im weiten Umkreise, so verlassen uns doch nicht die Spuren menschlicher Thätigkeit. Aber ein freundliches Bild bieten sie hier nicht. Wir treffen auf Bezirke, wo metertief der Boden ausgehoben ist und der Torf, in langen Reihen zu regelmäßigen Pyramiden oder Kegeln geschichtet, an Luft und Sonne trocknet. Dazwischen liegen verstreut, weißschimmernd wie Todtengebeine, Baumstümpfe mit groteskem Wurzelgeflecht, die Reste vormaliger Wälder, jetzt nach Tausenden von Jahren bestimmt, das Feuer des Torfbauern zu unterhalten.“

So schreibt Fritz Overbeck in seinem zur Veröffentlichung bestimmten „Brief aus Worpswede“ aus dem Jahr 1895. Es ist die poetische und doch präzise Beschreibung des Teufelsmoores bei Worpswede zu einer Zeit, als der mühsam per Hand gestochene Torf für viele Menschen noch lebensnotwendiges Heizmaterial war. Schon damals zeigte sich das Moor als eine seltsam ambivalente Symbiose aus natürlichem Wachstum und menschlichem Handeln, eine Symbiose, die Schönheit und Zerstörung gleichermaßen hervorbrachte.

Der Torf ist das Erkennungsmerkmal eines jeden Moores. Moore sind Landflächen mit einer Torfschicht – das ist die einfachste und kürzeste Definition dieser Landschaftsform. Der Torf erzählt zugleich die Geschichte des

Landes. Er ist Ausdruck dessen, was Robert Macfarlane die „*Wesensgleichheit von Geografie und Geschichte*“ nennt: Der Boden unter unseren Füßen erzählt uns, was früher war, was heute ist, und vielleicht auch, was einmal sein wird.

Unsere heutigen Moore begannen zu wachsen, als sich vor etwa 12.000 Jahren die Gletscher der letzten Eiszeit zurückzogen. Abgestorbenes Pflanzenmaterial formte sich durch den Druck der darüberliegenden Erdschichten zu Torf – sehr, sehr langsam. Im Durchschnitt wächst die Torfschicht eines Moores um etwa einen Millimeter pro Jahr in die Höhe. Da man erst dann von Moorboden spricht, wenn die Torfschicht mindestens 30 Zentimeter beträgt, braucht es also mindestens 300 Jahre, bevor überhaupt ansatzweise ein Moorboden entstanden ist. Eine drei Meter hohe Torfschicht – keine Seltenheit in unseren Breitengeraden – bildet sich dementsprechend in 3.000 Jahren. Solcherlei Zahlen liefern uns wissenschaftliche Präzision, sie sind wichtig und notwendig – und sagen doch wenig aus. Wir können zwar in Geschichtsbüchern nachlesen, was vor 3.000 Jahren und was vor 12.000 Jahren geschah, um diese Zeiträume einzuordnen, aber der Erfahrungshorizont unseres eigenen kurzen Lebens reicht an diese Zeitspannen nicht annähernd heran, deshalb kann unser Verstand nichts damit anfangen. Wir brauchen Bilder und Metaphern, um sie zu verstehen.

Bei dem Dichter Rainer Maria Rilke klingt die Entstehung des Teufelsmoores so:

Es ist ein seltsames Land. Wenn man auf dem kleinen Sandberg von Worpsswede steht, kann man es ringsum ausgebreitet sehen, ähnlich jenen Bauerntüchern, die auf dunklem Grund Ecken tief leuchtender Blumen zeigen. Flach liegt es da, fast ohne Falte, und die Wege und Wasserläufe führen weit in den Horizont hinein. Dort beginnt ein Himmel von unbeschreiblicher Veränderlichkeit und Größe. Er spiegelt sich in jedem Blatt. Alle Dinge scheinen sich mit ihm zu

beschäftigen; er ist überall. Und überall ist das Meer. Das Meer, das nicht mehr ist, das einmal vor Jahrtausenden hier stieg und fiel und dessen Düne der Sandberg war, auf dem Worpswede liegt. Die Dinge können es nicht vergessen. Das große Rauschen, das die alten Föhren des Berges erfüllt, scheint sein Rauschen zu sein, und der Wind, der breite, mächtige Wind bringt seinen Duft. Das Meer ist die Historie dieses Landes. Es hat kaum eine andere Vergangenheit.

Einst, als das Meer zurücktrat, da begann es sich zu formen. Pflanzen, die wir nicht kennen, erhoben sich, und es war ein rasches und hastiges Wachsen in dem fetten, fältigen Schlamm. Aber das Meer, als ob es sich nicht trennen könnte, kam immer wieder mit seinen äußersten Wassern in die verlassenen Gebiete und endlich blieben schwarze schwankende Sümpfe zurück, voll von feuchtem Getier und langsam vermodernder Fruchtbarkeit. So lagen die Flächen allein, ganz mit sich beschäftigt, jahrhundertelang. Das Moor bildete sich. Und endlich begann es sich an einzelnen Stellen zu schließen, leise, wie eine Wunde sich schließt.

Diese Zeilen sind in keiner Weise wissenschaftlich oder präzise, aber sie geben uns ein Bild: Das Moor bildet sich so, wie sich eine Wunde schließt. Ein Prozess, der sich nicht beschleunigen lässt und der jedes Mal aufs Neue wie ein Wunder erscheint. Ein Heilungsprozess, leise, langsam und unbemerkt, aber lebensnotwendig.

Es ist der Mensch, der diese Wunde nach Hunderten und Tausenden von Jahren wieder aufgerissen hat – durch die Bewirtschaftung des Landes. Durch Torfstich, Ackerbau und Viehwirtschaft, durch Besiedelung und das Anlegen von Kanälen, Wegen, Straßen und Bahngleisen. Die Spuren, die der Mensch hinterlässt, existieren vielleicht noch nicht sehr lange – was sind schon 250 Jahre Moorkolonialisierung gegen die Jahrtausende, in denen das Moor

entstanden ist? – aber sie sind gravierend. Wie leicht durchdringt ein Spaten, geschweige denn eine motorbetriebene Maschine die jahrtausendealten Schichten. Wie schnell ist der Torf selbst auf großen Flächen um mehrere Meter abgetragen. Und wir haben keine 3.000 und erst recht keine 12.000 Jahre Zeit, darauf zu warten, dass sich das Moor neu bildet. Die Spuren, die der Mensch im Moor hinterlassen hat und bis heute immer weiter hinterlässt, sind – man muss es leider so sagen – unumkehrbar. Ein Moor ganz ohne Spuren und Eingriffe des Menschen haben wir alle noch nie gesehen. Wir wissen also gar nicht, wie ein Moor aussieht, das reine Natur ist. Deshalb sehen wir, wenn wir das Wort „Moor“ hören, vor unserem inneren Auge vor allem das, was der Mensch aus dem Moor gemacht hat. Viel zu selten sehen wir das Moor als das, was es ist: ein Lebensraum, ein Ort des Wachstums und der Evolution. Etwas, das nicht für uns, sondern eher trotz uns existiert.

Moor bedeutet Leben. In einer einzigen Torfmoospflanze leben geschätzte 30.000 Kleinstlebewesen. Wenn man realistischerweise davon ausgeht, dass auf einem Quadratmeter Moorboden bis zu 50.000 Torfmoospflanzen wachsen, dann summiert sich das auf unvorstellbare 1,5 Milliarden Lebewesen pro Quadratmeter. Auch wenn die meisten davon zu klein sind, als dass wir sie mit bloßem Auge erkennen könnten: Ihre Existenz hält das Ökosystem Moor im Gleichgewicht. Sie ernähren Insekten, Pflanzen und Vögel, die sich auf diesen Lebensraum spezialisiert haben. Sie bringen Wachstum hervor und jenes Absterben, das für die Entstehung von neuem Leben notwendig ist. Jeder noch so kleine Eingriff des Menschen verändert das unendlich fein abgestimmte Zusammenspiel von Flora und Fauna und bringt damit das gesamte Gleichgewicht ins Wanken. Das müssen wir sehen lernen, wenn wir ins Moor gehen. Und wir müssen zugeben lernen, dass wir so vieles – und oft das Wichtigste – gar nicht sehen können. Das heißt nicht, dass es nicht da ist. Es

heißt nur, dass unsere menschlichen Sinne und Wahrnehmungsmuster einfach nicht fein genug dafür sind. Es ist nicht die Kargheit der Landschaft, die uns im Moor begegnet. Es ist unser eigenes Unvermögen.

Eigentlich ist es gar nicht zulässig, so grob vereinfachend vom „Moor“ zu sprechen. Jedes Moor ist ein Individuum, unverwechselbar und einzigartig. Ob in Deutschland, Kanada oder Russland, ob in Irland oder Patagonien, in Indonesien oder in der Demokratischen Republik Kongo – und überall dort gibt es Moore – Moore sind mit ihrer Vegetation an die jeweiligen regionalen Gegebenheiten angepasst, an das spezifische Verhältnis von Licht, Wärme und Feuchtigkeit, an die Dauer von Jahreszeiten, Tageslicht und Niederschlägen. So bildet jedes Moor ein eigenes Gleichgewicht aus, Tierpopulationen und Pflanzenarten in fein austarierten Verhältnissen. Schrumpfen die Moorflächen oder verändern sich, sind ganze Arten bedroht oder sterben aus, weil sie nur in diesem einen, besonderen Habitat existieren können.

Moore bedecken nur 4% der Landfläche weltweit, verschwindend wenig also, und doch sind in diesen wenigen Flächen zwischen 450 und 650 Gigatonnen Kohlenstoff gespeichert – so ganz genau weiß man das noch gar nicht. Was man weiß: Das ist doppelt so viel wie in allen Wäldern der Erde zusammen genommen. Die vergleichsweise kleinen Moore erweisen uns unfassbar große Dienste: Sie binden gigantische Mengen an Kohlenstoff und kühlen die Umgebungstemperatur herunter. Sie verlangsamen dadurch die Erderwärmung und sind aus diesem Grund ein wichtiger Baustein im Kampf gegen den Klimawandel. Sie nehmen sehr schnell Feuchtigkeit auf, wie ein Schwamm, und geben sie nach Bedarf ganz langsam wieder ab. Sie schützen das Land damit gleichermaßen vor Überschwemmungen wie vor Dürre. Ein intaktes Moor vermag vieles auszugleichen, was wir Menschen ins Ungleichgewicht bringen.

Immer mehr Moore werden deshalb unter Schutz gestellt. Ein zu wohliges Gefühl sollte uns das aber nicht geben: Die Mehrzahl der Moorflächen weltweit wird auch heute noch bewirtschaftet, um daraus Profit zu schlagen. Es ist leicht, das zu verurteilen, aber unser moralisches Dilemma reicht tief, wenn zum Beispiel westliche Umweltinitiativen der Demokratischen Republik Kongo verbieten möchten, ihre 17 Millionen Hektar Moorwälder teilweise abzuholzen, um sie wirtschaftlich zu nutzen. Mit welchem Recht, fragt die Moorforscherin Franziska Tanneberger, dürfen „*reiche Länder, deren Wohlstand auf dem verschwenderischen Verbrauch fossiler Brennstoffe basiert, nun im Interesse des Klimaschutzes darauf drängen, dass andere, ärmere Länder auf die Wertschöpfung aus eigenen fossilen Rohstoffen verzichten?*“ Das Anliegen mag ehrenwert sein, der erhobene Zeigefinger steht uns trotzdem nicht zu. Der „*Entwässerungsweltmeister Europa [ist] vor allem ein Beispiel dafür, wie man mit Mooren besser nicht umgehen sollte*“, schreibt Tanneberger. Unsere heutigen Schutzprogramme können wir uns leisten, weil wir den Reichtum unserer Moore in der Vergangenheit bereits abgeschöpft haben – ohne Rücksicht auf Verluste.

Nun wusste man im 19. Jahrhundert noch nichts von den weitreichenden Folgen, die eine Trockenlegung der Moore auf das globale Ökosystem hat. Als im 17. Jahrhundert die ersten systematischen Entwässerungsgräben gezogen wurden, als es ab dem 18. Jahrhundert die ersten Siedlungen von Torfbauern in den Mooren gab, und als im 19. Jahrhundert der massenhaft betriebene Torfstich den Brennstoff lieferte für die Industrialisierung, die wiederum wachsenden Wohlstand und Komfort für viele – wenn auch nicht für alle – mit sich brachte, da galt das alles noch als ein überwältigender technischer und gesellschaftlicher Fortschritt. Etwas, worauf man stolz sein konnte. Durch die sogenannte „Urbarmachung“ der Moore wollte der Staat für seine stetig

wachsende Bevölkerung neues Land gewinnen, ohne dafür Kriege führen zu müssen. Ein eigentlich hehres Ziel. „*Es entsprach dem Zeitgeist, die Natur den Bedürfnissen des Menschen anzupassen statt andersherum*“, stellt Tanneberger klar. Die Natur galt damals als unendlich groß und dem Menschen überlegen; man ging davon aus, sich gegen die Natur verteidigen und vor ihr schützen zu müssen. Dass umgekehrt die Natur schützenswert und dem Menschen sogar unterlegen sein könnte, lag zu jener Zeit nicht im Bereich des Vorstellbaren.

Selbstverständlich gab es auch damals schon Forschung. Schon 1891 gab es eine wissenschaftliche Studie, die beschreibt, wie viel CO₂ aus entwässerten Mooren entweicht. Allerdings wusste man noch nichts darüber, wie sich dieses CO₂ anschließend in der Atmosphäre verhält und auf welche Weise und ab welcher kritischen Menge es zur globalen Erderwärmung beiträgt. Es war also kein Wissen, das dazu geführt hätte, das eigene Handeln kritisch in Frage zu stellen.

Aber das tut unser heutiges Wissen ja oft genug auch nicht. Anders ist es nicht zu erklären, dass rings um Worpswede auch heute noch in großem Stil Torf abgebaut wird. Auf einer Fläche von weit über 2.000 Hektar wird eine 6 Meter dicke Torfschicht (wir rechnen kurz: Entstehungsdauer 6.000 Jahre!) bis auf 2 Meter abgetragen. Gewonnen wird Torf, der heute natürlich nicht mehr zum Heizen verwendet wird, der aber als Torfmull im Gartenbau umso reißenderen Absatz findet. Die malerische Landschaft rings um Worpswede ist auch heute nicht nur ein beliebtes Reiseziel und Inspiration für zahlreiche Künstlerinnen und Künstler – sie ist nach wie vor eine intensiv genutzte Wirtschaftslandschaft.

Anders als früher ist heute allerdings der Umweltschutz fester Bestandteil des Torfabbaus, der dadurch strengen Regelungen und Kontrollen unterliegt. Die letzten 2 Meter der Torfschicht müssen stehenbleiben; sie sollen die Grundlage

bilden für eine Renaturierung des Moores. Wirtschaftlich genutzte und unter Naturschutz stehende Flächen liegen also direkt nebeneinander. Die Kettenfahrzeuge dürfen noch fahren und die Bagger noch schaufeln, aber wenige Kilometer weiter dürfen schon ungestört die Kraniche rasten. Eine eigentümliche Kompromisslösung zwischen Ökonomie und Ökologie.

Die Moorforscherin Franziska Tanneberger redet nicht lange um den heißen Brei herum. Sie schreibt: „*Der Zustand der Moore in Deutschland ist seit gut vierzig Jahren weitgehend gleich schlecht. [...] 94% der Moore sind zurzeit entwässert.*“ Es gibt also kaum noch intakte Moore in Deutschland, Naturschutz hin oder her. Die Wiedervernässung möglichst vieler bereits trockengelegter Moore muss deshalb der nächste Schritt sein. Der so oft gebrauchte Begriff der „Renaturierung“ ist hier trotzdem fehl am Platze, denn, wie Tanneberger zu Recht betont: „*Menschen können keine Natur schaffen. Wiedervernässte Moore unterscheiden sich stark von Mooren in einem naturnahen Zustand. Natur ist etwas Spontanes, Menschen erschaffen Kultur.*“ Auch wiedervernässte und geschützte Moore, die nicht oder nicht mehr wirtschaftlich genutzt werden, bleiben also eine Kulturlandschaft. Die Natur kann sich im besten Fall erholen, nahezu ausgestorbene Arten können sich wieder ansiedeln, aber der Eingriff des Menschen in die Natur bleibt unumkehrbar. Und nicht nur das: Der Mensch hat die Natur schon so stark beeinflusst, dass er sich jetzt nicht einfach aus ihr zurückziehen kann. Nicht nur fällt es uns schwer, die einmal genutzten Flächen wieder aufzugeben – „*es funktioniert auch ökologisch nicht*“, wie Tanneberger schreibt. „*Der Mensch hat an so vielen Stellen in die Kreisläufe eingegriffen, dass diese dauerhaft verändert sind.*“ Viele Tier- und Pflanzenarten können deshalb gar nicht mehr allein überleben und brauchen auch nach der Wiedervernässung der Moore unsere kontinuierliche Pflege. Die komplexe Symbiose aus Mensch und Natur, zu der das Moor durch unser

Handeln geworden ist, lässt sich nicht so einfach wieder auflösen. Wir stehen jetzt - und zwar langfristig – in der Pflicht.

Was sollen wir tun? Wir müssen handeln, keine Frage. Aber damit wir maßvoll und gut handeln können, müssen wir erst einmal verstehen. Und bevor wir verstehen können, müssen wir sehen lernen. „*Der moderne Mensch hat verlernt, den Boden, auf dem er steht, zu beachten.*“ Mit diesem Fazit hat die Schriftstellerin Annie Proulx leider recht. Wie oft wissen wir überhaupt noch, auf welchem Boden wir gehen und stehen? Würden wir überhaupt merken, wenn sich dieser Boden langsam verändert? Wenn er trockener wird, wenn er weniger Tier- und Pflanzenarten eine Heimat bietet? Um das zu bemerken, bräuchten wir eine erhöhte Aufmerksamkeit für das Kleine und beinahe Unsichtbare, eine Verlangsamung und Kontinuität unserer Wahrnehmung, die in unserem hektischen Alltag oft gar nicht mehr vorgesehen ist. Häufige Ortswechsel und kurze Aufmerksamkeitsspannen, Schnelligkeit und Effizienzdenken führen zwar zu wirtschaftlicher Gewinnmaximierung, aber auch zu dramatischem Erkenntnisverlust. „*Unsere Spezies ist unfähig, einen sich langsam vollziehenden, subtilen Wandel zu erkennen*“, schreibt Annie Proulx. „*Wir leben im Augenblick. [...] Wir erkennen die Metamorphosen der Natur nicht, weil wir uns von ihr gelöst haben. [...] Um allmähliche Veränderungen zu erkennen, muss man bestimmte Regionen Woche für Woche, Jahr für Jahr, immer wieder aufsuchen, Wachstum, Blüte und Verwesung aufzeichnen, die örtliche Tierwelt beobachten, das Steigen und Fallen des Wasserstands zur Kenntnis nehmen und genau hinschauen – so wie früher alle Menschen gelebt haben.*“

Und genau das ist es, was der Maler Bernd Pöppelmann mit seinen Gemälden vom Emsdettener Venn tut: Er begleitet ein vergleichsweise kleines, nur rund 500 Hektar großes Stück Moorland, in dessen Nähe er wohnt, über mehrere

Jahrzehnte hinweg mit seiner Aufmerksamkeit. Er porträtiert die Tier- und Pflanzenwelt in Ölgemälden und Skizzenbüchern, hält das Licht und die Farben zu den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten fest. Immer wieder. Immer neu, immer anders. Aber er ist nicht einfach nur empfänglich für die Schönheit der Natur. Er sieht über Jahre hinweg die Bäume wachsen und die Vögel ihre Jungen aufziehen. Er sieht den Wasserpegel steigen und fallen und beobachtet, welche Pflanzen sich angesiedelt haben. Mit seinem bemerkenswerten botanischen und ornithologischen Wissen ist er in der Lage, all die kleinen, wichtigen Details der Natur in seinen Bildern realitätsgerecht wiederzugeben. Wir können und dürfen die stimmungsvolle Schönheit seiner Werke genießen, aber wir lernen in ihnen auch, wie diese Pflanzen- oder jene Vogelart, die längst selten und für uns beinahe unsichtbar geworden ist, tatsächlich aussieht.

Bernd Pöppelmanns atemberaubend feine, naturalistische Malerei zeigt uns das Moor als ein großes Ganzes: als Lebensraum, als Lichtstimmung, als Boden unter unseren Füßen. Aber dieses Ganze existiert nur durch jeden einzelnen Halm, jedes Blatt, jeden Tropfen Wasser, jeden Vogel und jedes Insekt, das in ihm lebt. Bernd Pöppelmann widmet sich deshalb mit nie nachlassender Aufmerksamkeit genau diesen Einzelheiten: jedem Halm, jedem Blatt, jedem Vogel und jedem Insekt, um in unendlicher Geduld und Demut vielschichtige Kunstwerke zu erschaffen, die das große Ganze, das Moor, sichtbar werden lassen.

Diese Ausstellung kann dem Maler Bernd Pöppelmann nicht gerecht werden. Sie zeigt nur einen kleinen Ausschnitt seines Schaffens. Den herausragenden Maler von Wildtieren, der um die halbe Welt gereist ist, um Raubkatzen, Primaten oder Greifvögel in ihrem natürlichen Lebensraum zu studieren und dann so meisterhaft in Gemälden festzuhalten, dass diese Gemälde heute in privaten Sammlungen, Museen und Königshäusern auf der ganzen Welt zu

finden sind – diesen herausragenden Tiermaler könnten wir hier schon aus Platzgründen gar nicht angemessen präsentieren. Die Darstellungen des Emsdettener Venns, die Sie heute hier sehen, sind dagegen ein kleiner und vielleicht kann man sagen: ein eher leiser Teil seines Werkes. Es sind die Gemälde von exotischen Wildtieren aller Kontinente, die ihn international bekannt gemacht haben, aber die Darstellung des heimischen Moores mit all seinen nicht minder spektakulären Tieren und Pflanzen ist ein steter Begleiter seines Lebens. Im Moor findet er Ruhe und Konzentration, hier arbeitet er seit Jahrzehnten mit jener Kontinuität, die zu besonders tiefen Erkenntnissen führt: einem Ort treu zu bleiben, um zu sehen, wie er sich verändert.

Es ist mir eine Freude, dass wir Ihnen diese wundervollen Bilder von Bernd Pöppelmann mit all ihrer Schönheit und ihrem Detailreichtum in einer direkten Zusammenstellung mit Werken von Fritz und Hermine Overbeck zeigen können. Es ist frappierend, wie gut sie zusammenpassen, trotz des Abstands von rund 125 Jahren. Das Moor hat sich in dieser Zeit gewaltig verändert. Und während Fritz und Hermine Overbeck uns in ihren Bildern weder Tiere noch Menschen zeigen, dafür aber immer wieder die reetgedeckten Hütten der Torfbauern, als seien sie ein selbstverständlicher, organischer Teil dieser Landschaft – währenddessen rückt Bernd Pöppelmann immer wieder die Tierwelt und vor allem die zahlreichen Vögel in den Vordergrund, die im Moor heimisch sind – noch! muss man hinzufügen –, und er erinnert uns daran, dass eine Landschaft schmerhaft unvollständig ist ohne die Tiere, die sie bewohnen.

Manche Bilder von Bernd Pöppelmann haben einen starken Appellcharakter. Wenn wir Greta Thunberg in einem von ihnen entdecken oder in einem anderen eine Uhr, die auf fünf nach zwölf steht, dann wissen wir nur zu gut, was das bedeutet. Zu Fritz und Hermine Overbecks Zeiten gab es kein

menschengemachtes Artensterben und keine Klimakatastrophe. Aber die wie eine Wunde in die Landschaft geschlagenen Wände des Torfstichs bei Fritz Overbeck und die Baggerfspuren und Betonröhren bei Bernd Pöppelmann sprechen trotzdem die gleiche Sprache. Beide Maler zeigen uns nicht nur eine Landschaft, sondern vor allem ein großes Unbehagen an dem, was der Mensch mit der Natur tut. Haben wir denn vom 19. bis zum 21. Jahrhundert gar nichts gelernt? Ist uns die Industrialisierung immer noch wichtiger als der Reichtum der Natur?

Bernd Pöppelmann macht uns mit diesen Bildern ein Geschenk. Er schenkt uns die Sichtbarkeit dessen, was verloren zu gehen droht. Ich möchte Sie deshalb inständig bitten, die Gelegenheit nicht verstreichen zu lassen, in dieser Ausstellung sehen zu lernen. Nehmen Sie sich Zeit für diese Bilder. Glauben Sie sich selbst nicht, wenn Sie denken, Sie hätten schon alles gesehen. Schauen Sie noch einmal hin. Und noch einmal. Erlauben Sie sich, mit jedem Blick neue faszinierende Details und ungeahnte Welten zu entdecken.

Warum ist das so wichtig, wo Sie doch wahrscheinlich in diesem Leben gar keine Moorforscherin, kein Moorforscher mehr werden wollen? Es ist wichtig um Ihretwillen. Machen wir uns nichts vor: Heute scheinen die Moore gefährdeter zu sein als wir, aber wenn wir in größeren Zeiträumen denken, dann wird die Menschheit den Kürzeren ziehen und ihren Lebensraum verlieren, während der Klimawandel über Jahrtausende hinweg an anderen Stellen neue Moore schaffen wird: „*Mit dem Abschmelzen der Gletscher und des Eises, mit dem Anstieg der Meere und des Grundwassers werden neue Mündungsgebiete, Flüsse, Seen, Niedermoore und schließlich Hoch- und Waldmoore entstehen*“, vermutet Annie Proulx zu Recht. Nur dass es dann vielleicht keine Menschen mehr geben wird, die diese Moore in all ihrer Schönheit und Einzigartigkeit erleben können und die Bilder davon malen

können, die unser Auge so erfreuen und unser Herz so berühren, wie es die Bilder von Bernd Pöppelmann tun. Wir müssen dieses Geschenk annehmen lernen – das der Bilder und das der Natur –, damit wir es erhalten und weitergeben können.

Übrigens hat auch der eingangs zitierte Helmut Salzinger, der ins Moor gegangen war, um nichts zu tun und nichts zu erzählen, am Ende doch etwas getan und zwar sogar etwas ganz Entscheidendes: „*Ich sitze und schaue*“, schreibt er, „*und versuche, diese Distanz zwischen dem, was vor meinen Augen ist, und mir selbst zu überwinden.*“ Ich weiß nicht, ob Ihnen das schon einmal gelungen ist: die Distanz zwischen dem, was vor Ihren Augen ist, und sich selbst zu überwinden. Ich habe einige seltene Momente erlebt, in denen mir das gelang, meistens in der Natur, manchmal auch in einem Museum. Es sind Momente, die sich anfühlen, als bekäme man die ganze Welt geschenkt. Das pure Glück. Ich wünsche Ihnen, dass Sie in dieser Ausstellung einen solchen Moment erleben können. Oder dass Sie einen solchen Moment erleben, wenn Sie das nächste Mal durchs Moor gehen – mit all dem Wissen und all der Aufmerksamkeit, die Sie aus dieser Ausstellung heute mitgenommen haben.